

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 30 (1954-1955)

Heft: 4

Artikel: Spionage-Abwehr : leicht frisierte Erinnerungen von einem, der dabei war

Autor: Friedli, Franz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Spionage-Abwehr

Leicht frisierte Erinnerungen von einem, der dabei war
von *Franz Friedli*

«Madame Bellavista»

Als Oberstleutnant Haudenschild, zusammen mit Oberleutnant Wackernagel und Wachtmeister Beatus Lenz sowie den beiden FHD Beatrice und Géry im letzten Krieg zur Spab, d. h. zur Spionageabwehr des schweizerischen Armeestabes, kommandiert worden waren, gab es da und dort Leute, die aus Neid nichts so sehnlich wünschten, als daß sich jene in ihrer neuen Rolle einmal so recht blamieren und lächerlich machen möchten. Diesen Gefallen hätte die Gruppe Haudenschild der Spab bei

der Behandlung eines Telegrammzensurfalles wirklich auch beinahe getan.

Dabei war es entschieden ein Glücksfall sondergleichen für sie, daß sich die Konkurrenz fast zur gleichen Zeit noch viel sterblicher blamierte.

Um diese Rivalität zu verstehen, muß man wissen, daß es während des Zweiten Weltkrieges in der vielgestaltigen Schweiz, wie auf allen Gebieten, vielerlei Stellen gab, die sich mit der Abwehr von Saboteuren und Agenten befaßten. Es waren dies Armeeinstanzen und Kommandanten höherer und unterer Stäbe,

Dienststellen des Bundes, der Kantone und einiger Gemeinden und nicht zuletzt Privatpersonen. Eine solche Dezentralisation der Abwehrkräfte hatte nun glücklicherweise auch ihre guten Seiten. Das Ausland mußte so an vielen Fronten kämpfen.

Gelegentlich aber erlebte man bei uns auf dem Gebiete der Spionageabwehr oft auch Beispiele unkameradschaftlicher Zleidwercherei.

Nun aber zu unserem Fall.

Wie man ja weiß, werden in Kriegszeiten, neben Post und Telefon, auch die Telegramme zensuriert; d. h. eine Kopie des Telegrammtextes kommt in die Hände von Zensoren. Kommt der Inhalt denselben verdächtig vor, so geben sie die Kopie weiter.

Eines Tages nun gelangte ein solcher Wisch zur Spab und zufällig zu Wackernagel und zu Lenz. Der Text lautete: «Sofort Standort Brigade 11 melden!»

Der Absender war ein Zivilist, und zwar ein Ausländer. Das war nun doch gewiß verdächtig. Bald hatte man auch in Erfahrung gebracht, daß dieser Absender aus seiner extremen politischen Einstellung nie ein Hehl gemacht hatte.

Oberstleutnant Haudenschild befahl, bei dem Betreffenden eine Haussuchung durchzuführen. Als vorsichtiger Mann — vielleicht kam ihm eine so primitiv aufgezogene Spionage doch irgendwie merkwürdig vor — gab er diesen Befehl Wackernagel ohne Zeugen und nicht etwa schriftlich. Später, als sich ergab, daß es ein Fehlschuß gewesen war, mußte Wackernagel, da Haudenschild gerade zufällig im Urlaub war, die Verantwortung allein tragen, und für den Spott brauchte er dann wahrhaftig nicht zu sorgen.

Um es kurz zu machen: Der betreffende Telegrammabsender war in der Direktion einer Organisation tätig, deren «Küchenbrigaden» ambulant waren, d. h. die sich bald da, bald dort befanden. Eine dieser «Küchenbrigaden» (Personal und Einrichtung für eine ambulante Küche) hieß nun «Brigade 11», genau so wie eine Grenzbrigade unserer Armee. Und der Chef mußte mittels des erwähnten Telegramms feststellen, wo sie sich in jenem Zeitpunkt gerade befand.

Die Haussuchung wurde durchgeführt, natürlich erfolglos. Gegner und «Konkurrenz» lachten sich eins ins Fäustchen. Es ging aber nicht lange, und wir hatten die Lacher auf unserer Seite.

Von Zeit zu Zeit wechselte, zur besseren Gewährleistung der Geheimhaltung, auch die Spab ihre Decknamen. Damals hieß sie gerade «Madame Bellavista».

Einem Postbeamten fiel nun auf, daß diese «Madame» enorm viel Militärpost aus der ganzen Schweiz bekam. So viel «Kunden» konnte doch eine einzelne «Dame» oder sogar ein Vamp gar nicht haben. Verdächtig, höchst verdächtig!

Die Abwehrstelle einer zivilen Behörde wurde avisiert, und diese verhängte prompt Postzensur über «Madame Bellavista». Man kann sich ausmalen, wie sensationell dort die Wirkung der Spab-Briefe wirkte, waren doch alle anstatt mit einer Unterschrift nur mit Zahlen unterzeichnet. Auch sonst stand natürlich viel Geheimnisvolles und Chiffriertes darin. «Madame Bellavista» schien berühmte Meisterespioninnen des Ersten Weltkrieges, wie «Matahari» und «Mademoiselle Docteur» zu übertreffen.

Hier winkten herrliche Erfolgslorbeeren. Das Schönste aber war: eine zivile Instanz mußte der Armee unter die Arme greifen!

Aber eines Tages platzte leider die Seifenblase.

Wachtmeister Beatus Lenz hatte gerade damals in Erfahrung gebracht, daß viel Spott über den Fall der «Küchenbrigade 11» von eben jener zivilen Instanz aus verbreitet wurde, und ging hin, um dort zu interpellieren. Dabei wollte es der Zufall, daß er Ohrenzeuge eines vielsagenden Telefongespräches über diese «Madame Bellavista» wurde. Er klärte mit sanften Worten die Herrschaften vorerst provisorisch auf. Dann hielten gleichentags die beiderseitigen Chefs zusammen lebhafteste Manöverkritik ab.

«Madame Bellavista» wurde unverzüglich fallen gelassen, und an ihre Stelle trat der Deckname «Groupe du Lac».

Fall Garisch

Rudolf Tulpenhügel aus Basel war vom Fach. Er hatte bei der Polizei von der Pike auf gedient. Zu Beginn des Aktivdienstes war er deshalb bei der Spab als Kommissar eingeteilt worden.

Sein Gegenspieler war Oberleutnant Chevalley von der Lausanner Sicherheits- und Kriminalpolizei.

In einem Punkt jedoch waren sich Cheval-

ley und Tulpenhügel einig, darin nämlich, daß Leute, die nicht von der Pike auf gedient hätten, nicht imstande seien, Saboteuren und Agenten ihr Handwerk zu legen.

Als dann aber Oberleutnant Wackernagel und Wachtmeister Lenz, beide alles andere als vom Fach, zusammen mit andern Privatpersonen einen schönen Coup starteten, geschah etwas Sonderbares: Als es nämlich galt, dafür die gebührenden Lorbeeren zu ernten, standen sowohl Oberleutnant Chevalley wie auch Kommissar Tulpenhügel schweigend — was in solchen Situationen oft ausschlaggebend ist — genau im richtigen Moment am rechten Ort.

Und befördert wurden: Oberleutnant Chevalley zum Hauptmann und Kommissar Tulpenhügel zum Oberkommissar.

Bei dem schönen Coup handelte es sich um den Fall eines gewissen Garisch.

Lange Zeit schon ging in unserm Volk das Gerücht um, es gebe an unsern Universitäten ausländische Studenten, deren «Studium» bei uns nur den Zweck verfolge, für ihr angestammtes Heimatland wirtschaftliche, politische und militärische Nachrichten zu beschaffen, ja sogar eine umfangreiche Fünfte Kolonne gegen unser Land zu organisieren.

Das seien lächerliche Gerüchte, hatten Tulpenhügel und Chevalley immer fachmännisch und verächtlich behauptet, Rauch ohne Feuer!

Eines Abends nun saßen die FHD Géry und Wachtmeister Beatus Lenz auf der Terrasse eines netten Tea-Rooms. Am Nebentisch hatten zwei farbig bemützte Schweizer Studenten Platz genommen, die ihrem Groll darüber, daß gegen diese Spitzelstudenten nichts unter-

nommen werde, unverhohlen Ausdruck gaben.

Lenz blinzelte Géry verstohlen zu und sagte dann halblaut zu den beiden: «Meine Herren, entschuldigen Sie bitte, daß ich mir erlaube, mich in Ihr Gespräch zu mischen. Aber warum sorgen die Herren nicht selber dafür, daß etwas geschieht? Schimpfen allein nützt nichts!»

Die zwei Studenten setzten sich an unsern Tisch, und bald hatten wir die schönste Miniaturverschwörung gebildet. Oberleutnant Wackernagel, der noch am gleichen Abend informiert wurde, war sofort einverstanden.

Am folgenden Tag läuteten zwei jüngere Burschen an der Türe einer ausländischen Gesandtschaft. Sie trugen Sekundarschulmützen und kurze Pfadfinderhosen. Sie führten ein Leiterwägelchen mit sich, auf dem bereits einige Bündel Zeitungspapier und Makulatur lagen.

«Grüß Gott! Unsere Schule hat heute Papiersammlung. Könnten Sie uns vielleicht auch etwas Altpapier abgeben? Der Erlös daraus ist für die Reisekasse bestimmt», sagten sie so demütig bescheiden wie nur möglich dem öffnenden Portier. —

Die zwei «Sekundarschüler» spielten ihre Rolle ausgezeichnet. Es waren die zwei Couleurstudenten unserer Verschwörung.

Der Gesandtschaftsportier war eben im Begriffe gewesen, auf Befehl seiner Vorgesetzten einige Bündel beschriebenes Schreibmaschinpapier zu verbrennen. Es lag an diesem Tage ein starker Föhndruck in der Luft, weshalb der Abzug des Rauches in den Kamin zu wünschen übrig ließ. Die beiden kamen deshalb dem Manne wie gerufen.

Bilder ohne Worte



«Na, Jungens, kommt man rein und faßt zu! Man feste druff!»

Das ließen sich die «Jungens» nicht zweimal sagen und griffen zu. Im Nu war ihr Leiterwägelchen vollgepackt. Sie bedankten sich recht schön und zogen ab.

Zu Hause erlasen sie den Plunder. Sie stießen dabei mehrfach auf den Namen «Garisch, stud. theol., Kuckucksweg 3.»

Sie beschlossen, diese Adresse auf alle Fälle näher zu untersuchen. Was ihnen bei den Papieren sonst irgendwie verdächtig vorkam, legten sie für Oberleutnant Wackernagel und Wachtmeister Lenz beiseite.

Noch am gleichen ereignisreichen Tage hatten die zwei Couleurbrüder herausgebracht, daß am Kuckucksweg 3 in der Privatpension Steiner wirklich ein stud. theol. Garisch untergebracht war und daß die Pensionsinhaberin Mutter eines reizenden und unternehmungslustigen neunzehn Jahre alten Töchterchens sei, namens Susy.

Tags darauf machten die zwei Studenten Susys Bekanntschaft, und bald waren sie in der Pension Steiner gern gesehene Gäste. Susy hatte sich sofort begeistert in die Privatverschwörung einspannen lassen.

Ein großer «Bundesordner» voller verdächtiger Zirkulare, Briefkopien und Namensverzeichnisse im Büchergestell des stud. theol. erregte bald das Interesse.

Eines Mittwochs, als stud. theol. Garisch sich auf einer Bergtour befand, schwänzten auch die zwei Couleurstudenten die Vorlesungen, um Oberleutnant Wackernagel und Wachtmeister Lenz den ominösen «Bundesordner» für vier Stunden zukommen zu lassen, mit Hilfe der liebenswürdigen Susy. In diesen vier Stunden konnte das ganze Material fotokopiert werden.

Das Ergebnis der Aktenprüfung übertraf alle unsere Erwartungen. Eine bedeutende geheime Fünfte Kolonne des Auslandes, die von Garisch und seinen Komplizen organisiert worden war, konnte aufgedeckt werden.

Der wertvolle «Bundesordner» Garischs stand rechtzeitig wieder zwischen dessen theologischen Handbüchern und Kollegheften.

Selbstverständlich ließ man die ganze Gesellschaft noch eine gewisse Zeit völlig unbehelligt. Um so besser funktionierte in dieser Karenzzeit die Post- und Telefonkontrolle — bis man zum entscheidenden Schlag ausholte.

Wackernagel und Lenz konnten jetzt mit

dem Fall Garisch ihre Behauptung beweisen, daß politische, wirtschaftliche, kulturelle und militärische Landesverteidigung — Spionageabwehr eingeschlossen — Angelegenheiten des ganzen Volkes sind und nicht nur einzelner Personen vom Fach.

Das Picknick am Wasser

Langsam schlendert Géry dem Ufer entlang und liest dürre Äste zusammen. Die FHD-Uniform hat sie abgelegt und ist ins Badkleid geschlüpft. Sobald Wachtmeister Beatus Lenz zurückkommt, wollen sie dort zwischen den Steinen abkochen. Kein Mensch würde denken, daß sie hierher kommandiert worden sind, um Lichtsignale zu beobachten, die dann und wann aus dem Fort zum Postgebäude herabgeblinkt werden. Ein Hauptmann der Fortbesatzung soll es sein, der auf diese geheimnisvolle Weise mit einer Telegraphistin in der Post in Verbindung steht. Wachtmeister Lenz und Géry sollen die Botschaft hier am Ufer aufzunehmen versuchen, sich dabei aber wie Touristen benehmen: Abkochen und baden.

Géry blickt von Zeit zu Zeit zum Fort hinauf. Es ist nichts zu sehen. Wo bleibt Beatus Lenz? Holz ist jetzt genug zusammengelesen. Die Feuerstelle ist eingerichtet. Zwei Gamellen hängen am Stab: Suppe mit Wurst und Tee wird es geben.

Beatus war nicht erbaut über den Auftrag. Diese Lichtsignale! Wie oft schon haben sie nutzlos ihre Zeit vergeudet mit solchen «Morsezeichen»! Damals im Jura zum Beispiel: Mehrere Nächte nacheinander waren solche Lichtsignale beobachtet worden: Lang — kurz — kurz — lang.

Was hatte die Untersuchung ergeben? In einem einsamen Bauerngehöft litt der alte Knecht an Schlaflosigkeit und las nachts im Bett die Zeitung. Vor dem erhellten Fenster bewegte der Wind die Holderbüsche hin und her: Lang — kurz — kurz — lang.

Und jetzt also dieser Hauptmann im Fort und die Telegraphistin im Postgebäude: Sicher eine harmlose Liebelei. Das sind die Gedanken von Wachtmeister Lenz.

Aber so harmlos sind Liebesgeschichten eben doch nicht immer. Auch Géry hat Zeit zum Nachdenken. Wie viele Stenogramme hat sie schon aufnehmen müssen bei Verhören! Nie hätte sie geglaubt — früher, als sie noch nicht im Geheimdienst war —, daß sich Schweizer

Soldaten so leicht in die gefährlichen Netze raffinierter Frauen und fuchsschlauer Agenten verstricken könnten.

Wie war doch das Geständnis des Auslandsschweizers, das sie vor wenigen Tagen in die Schreibmaschine tippen mußte?

«Ich lag eines Tages am weiten Ufer des Schwarzen Meeres, zwischen Felsblöcken, mutterseelenallein. Ich dachte an die Heimat und fühlte mich furchtbar einsam. In diesem Augenblick kam eine junge Frau auf mich zu. Wie schön sie war! Blauschwarz glänzte ihr Haar. Die schneeweißen Zähne im sonnenbraunen Gesicht leuchteten auf. Ihre dunklen Augen lachten. Sie wippte die wohlgeformten Hüften, und die Arme schwangen mit. In meiner Nähe blieb sie stehen. Sie nickte grüßend und schaute in meine Augen, lange und tief. Spürte sie, wie elend mir war? Wollte sie mir Trost spenden auf ihre Art? Wollte mich das Schicksal trösten lassen durch sie?

Ihr goldbrauner Körper! Und das wundervolle Haar! Sie war eine blutjunge Araberin.

Sie legte sich ruhig und wie selbstverständlich neben mich. Genau im rechten Augenblick. Es konnte gar nicht anders sein.

„Du bist lieb“, flüsterte sie mir zu „Habibi.“

So hatte sie Besitz von mir genommen, und so bin ich ihr in kurzer Zeit gänzlich verfallen, mit Leib und Seele.

Sie war die Agentin des Spionageringes einer ausländischen Macht. Und mein Verhängnis begann.»

Endlich kommt Beatus Lenz zum Strand zurück. Géry springt auf und entfacht das Feuer. Wachtmeister Lenz legt sich bequem auf den Bauch, nimmt den Feldstecher und beobachtet das Fort. Géry rührt mit dem Löffel in der Suppe. Daneben liegt ein Schreibblock mit Bleistift.

Plötzlich zischt Lenz: «Achtung Géry, schreib auf:

T-r-e-f-f-u-n-k-t

21.00 Uhr, Koordinate x/y

Also doch keine harmlose Liebelei», knurrt der Wachtmeister. «Essen wir schnell und alarmieren dann die Heerespolizei, damit um 21 Uhr ein Empfangskomitee bereit ist.»

Während Lenz den Rucksack packt, kleidet sich Géry schnell an. Ohne Hast zu zeigen, verlassen die zwei den Campingplatz.

Um 21 Uhr werden der Hauptmann aus dem Fort und die Telegraphistin in Empfang genommen.

Auf ihm findet man einen genauen Plan des Forts. Die Telegraphistin sagt aus, daß um 22 Uhr ein Mann an den Telegraphenschalter gekommen und folgendes Telegramm aufgegeben hätte: «Bin gut, angekommen.» Das Komma zwischen «gut» und «angekommen» wäre für sie das Erkennungszeichen gewesen. Ihm hätte sie den Plan weitergeben sollen.

Wachtmeister Lenz sorgt dafür, daß auch dieser Agent gefaßt werden kann.

Später in der Nacht hört man weit in der Ferne, jenseits der Grenze, ein schauerliches Sirenengeheul: Fliegeralarm. Die Bombengeschwader werden ihr Ziel leicht finden und treffen. Dafür haben Agenten und Spione gesorgt, fuchsschlaue Agenten und raffinierte Frauen.

Fall Georges

Eines Tages läutete in einem Büro der Spab das Telefon. Die Sicherheits- und Kriminalpolizei in Lausanne meldete sich am andern Ende des Drahtes: «Die hiesige Kreispostdirektion stellte uns einen Brief zu, der als unbestellbar an den Absender zurückkam. Das Merkwürdige an der ganzen Geschichte ist, daß dieser „Absender“ aus Lausanne bestreitet, je einen solchen Brief abgesandt zu haben. Die Adresse des Briefes lautet: Dr. Unthek in X (Stadt im Ausland). Wir haben den Briefumschlag geöffnet: Auf einem Bogen stehen einige handgeschriebene, bedeutungslose Sätze. Das Datum enthält keine Ortsangabe. Auch sonst ist im Brieftext weder eine Adreßangabe noch sonst etwas zu finden, das irgendwelche Rückschlüsse erlauben würde. Unterzeichnet ist das Schreiben nur mit „Georges“. Vielleicht findet Ihre Abteilung heraus, wer dieser „Georges“ ist. Dürfen wir Ihnen den Brief zustellen?»

«Jawohl, senden Sie ihn. — Auf Wiederhören.» —

Man orientierte Wachtmeister Lenz, und als anderntags der Brief eintraf, ließ dieser ihn zirkulieren. Es ging an diesem Tage allgemein das ganz unglaubliche Gerücht bei der Spab um, sogar Hauptmann Spitz habe versucht, etwas herauszufinden, und zu diesem Zweck

Foto: H. Baumgartner

Schneetreiben

einen Augenblick seine sonst stets schläfrigen, halbgeschlossenen Augen ganz geöffnet. Aber auch das war umsonst.

Da man also nichts entdecken konnte, brachten Wachtmeister Lenz und Oberleutnant Wackernagel den Brief eigenhändig ins Spab-Laboratorium.

Sie gingen gerne und oft dorthin, da der Chemiker, Hauptmann Wagner, ein höchst liebenswürdiger Kamerad war. Er verstand es, alle seine Fläschchen, Präzisionsinstrumente, Chemikalien und Glasretörtchen so nett und dekorativ zu placieren, daß man beim Eintritt in seine Laborräume im ersten Augenblick glaubte, ins Boudoir einer Dame zu treten.

Zudem servierte Wagner den Besuchern stets einen ausgezeichneten Kaffee. Das sei für gute Denkarbeit grundlegend wichtig, bemerkte er jedesmal.

In der fotografisch-grafologischen Abteilung des Labors hantierte als Chef, inmitten seiner zahlreichen modernen Apparatur, ebenfalls ein äußerst versierter Spezialist: Hauptmann Schwarzentel.

Als Wackernagel den Dr.-Unthek-Brief brachte, wurde der «Foto-Grafolog» sogleich zur Beratung beigezogen. Wagner braute als erstes sofort Kaffee. Die drei setzten sich an den runden Tisch, rauchten ganze Ketten von Schwarzentels Philipp Morris, schlürften mit Genuß Wagners Spezialkaffeemischung und studierten das eigenartige Schriftstück.

«Die Schrift eines Intellektuellen», sagte schließlich Schwarzentel.

«Vielleicht eines ausländischen Studenten», ergänzte Wackernagel.

Hauptmann Wagner konnte es nicht unterlassen, sich über die zwei Propheten zu mokieren, und bemerkte ironisch: «Vielleicht von der Universität Genf.»

Dann aber fuhr er ernsthaft fort: «Zuerst müssen wir wissen, ob das überhaupt etwas für uns ist und ob es sich auch lohnt, so viel Aufhebens davon zu machen.»

Er legte den Papierbogen unter eine Ultraviolettlampe und bestrahlte damit den Unthek-Brief. Er wendete ihn mit einer Pinzette um und prüfte ihn auch auf der andern Seite.

«Nichts zu sehen, also wurde keine gewöhn-

liche Geheimtinte verwendet», murmelte Wagner enttäuscht.

Jetzt kamen seine geheimnisvollen Reagenzmischungen an die Reihe, um weiter abzuklären, ob irgendeine spezielle Geheimtinte gebraucht worden sei.

Sorgfältig nahm er einen Pinsel um den andern und das dazugehörige Fläschchen, strich sachte über eine unbeschriftete Stelle der Vorderseite und der Rückseite des Unthek-Briefes und versorgte ein Reagens um das andere samt Pinsel wieder. Zwischenhinein studierte er eine Etikette oder blätterte in einem großen Buch.

Plötzlich beugte er sich mit einem kleinen Ruck etwas vor und nickte zufrieden: Auf dem Bogen waren Linien sichtbar geworden! Wagner bepinselte nun sorgfältig das ganze Blatt mit dem positiven Reagens.

«Rufe Schwarzentel», bat er Wackernagel, als schließlich, wie auf einem Abziehbildchen, ein ganzer Plan zum Vorschein gekommen war.

«Laß mir bitte», bat er diesen, «fünf möglichst klare Fotokopien machen. Ich warte gleich darauf. Dann gehen wir sofort zum Chef.»

Schwarzentel nickte und verschwand. Aufatmend versanken Wagner und Wackernagel in ihren Korbstühlen, gönnten sich noch einen Kaffee und besprachen kurz die weiteren Schritte, die sie dem Chef vorschlagen würden.

«Nehmen wir an, die Hypothese, „Georges“ sei ein ausländischer Student, sei zutreffend, so müßten wir unsere Suchaktion an den Universitäten beginnen. Wir könnten zum Beispiel in St. Gallen anfangen und der Reihe nach alle Hochschulen durchnehmen bis nach Genf. Ich schlage aber vor: Beginnen wir in Genf!»

Jeder Student muß bei seiner Immatrikulation handschriftlich einen Fragebogen ausfüllen. Schicken wir, zwecks Schriftenvergleichs, unseren zweiten Graphologen, Inspektor Howard, morgen hin, verfügen wir auch gleich eine Postkontrolle gegen Dr. Unthek in X! Vielleicht erwischen wir auf diese Weise noch andere interessante Schriftstücke.»

Das waren die Vorschläge von Oberleutnant Wackernagel.

Schwarzentel erschien mit den fünf Reproduktionen.

«Was stellt eigentlich der Plan dar?» fragte plötzlich Lenz.

Fast hätten sie vergessen, diesen Punkt noch

Foto: H. Baumgartner

Die Tischrede

vor dem Rapport mit dem Chef abzuklären. Eine Erkundigung beim Geniebüro ergab eindeutig, daß es sich um das Grenzfort K. im Val de handelte.

«Da habe ich mit Genf vielleicht gar nicht schlecht daneben gegriffen», triumphierte Wagner. —

Der Chef empfing sie sofort, unterschrieb die Postkontrolle gegen Dr. Unthek und war mit unserm Vorschlag, Inspektor Hovard nach Genf zu schicken, einverstanden.

«Rapport geschlossen», befahl er, und die Suchjagd begann.

Am andern Morgen, kurz vor zehn Uhr, läutete Hovard von Genf aus an und rapportierte: «Ich war soeben in der Universitätskanzlei. Man hat mir einen Stoß Fragebogen vorgelegt. Ich habe sie mit der Fotokopie verglichen. Ich habe den Burschen schon gefunden. Was soll ich weiter tun?»

«Haussuchung!» befahl der Chef und verordnete weiter: «Chemiker und Fotograf sind mit von der Partie. Sie selbst sorgen für drei Mann von der Genfer Lokalpolizei. Zeitpunkt: morgens vier Uhr, damit der Bursche sicher zu Hause ist. Der Logisgeberin ist vorzutauschen, ihr Mieter werde von ein paar Freunden zu einer Bergtour abgeholt.»

So wurde «Georges» gefangen.

Einer der Komplizen — seine Adresse befand sich in der Taschenagenda des Verhafteten — hielt sich zu jener Zeit im Ausland auf. — Als er wieder in die Schweiz einreiste, wurde ihm ein «herzlicher» Empfang zuteil.

Andere Gehilfen wurden durch die Postkontrolle gegen Dr. Unthek in X eruiert und ebenfalls unschädlich gemacht.

Das Dossier «Georges» aber erhielt im Boudoir Wagner einen Ehrenplatz.

Korsarengeist

Überleutnant Wackernagel war wieder einmal in seinem Element. Strahlend erzählte er seine Lieblingsanekdote: «Es war am Vorabend des denkwürdigen Rütli-Rapportes. Ein Teil der Dampfschiff-Flotille des Vierwaldstättersees wurde auf den Abend des 24. Juli in den Hafen von Luzern beordert und hier, aus Gründen der Sicherheit, in ziemlicher Entfernung vom Ufer im See draußen verankert, um am folgenden Tag mit einem Teil des schweizerischen Offizierskorps Richtung Rütli in See stechen zu können.

Wer aber garantierte für deren Sicherheit? Wer beschützte in der Wartenacht die Dampfschiffe vor Sabotageakten?

Das war so eine kleine Frage, die den Organisatoren einigermaßen Kopfzerbrechen verursachte.

Wer anders aber wäre wohl in der Lage gewesen, eine so illustre Wache zu übernehmen, als die zuverlässige Polizei? Das wurde denn auch entschieden.

In der Abenddämmerung placierte man also dem Seeufer entlang einen Polizisten um den andern. Diese «Magenlinie» von Polizisten wurde dazu noch von einem strammen Polizeikorporal inspiziert. Dieser besorgte seine Aufgabe derart formvollendet, daß man geradezu den Eindruck erhielt, der ganze Alpenquai wimmle von diesem Korporal.

Als weitere Sicherheitsmaßnahme wurde außerdem noch jedes einzelne Dampfschiff mit einem mit Maschinenpistolen bewaffneten Polizeiposten besetzt.

Wahrhaftig Bewachung genug. Oder doch nicht? War es nicht ein wenig des Guten zuviel, daß neben diesem Riesenaufgebot auch noch der geheime Sicherheitsdienst der Armee eingesetzt wurde? Dazu wurden Lenz und ich abkommandiert.

Wir hatten nun eine glänzende Idee: Mit dem Auto fuhren wir befehlsmäßig, jedoch ohne Wissen der Polizei, so lange dem Seeufer entlang, in der Richtung gegen Meggen, bis die «Magenlinie» der Polizisten zu Ende war. Dann requirierten wir — nicht befehlsgemäß! — ein Ruderboot und ruderten lautlos in der finstern Nacht des 24. auf den 25. Juli auf die bewachten Schiffe los, näher und näher zur verankerten Vierwaldstätterseeflotille. Wir bestiegen mehrere der einzelnen Dampfer, ohne bemerkt und glücklicherweise ohne beschossen zu werden, und legten an gut sichtbarer Stelle Zettel hin mit der Botschaft: *«Freundliche Grüße vom Sicherheitsdienst! Oberleutnant Wackernagel und Wachtmeister Lenz.»*

Damit schloß Wackernagel seinen Bericht.

«Schade, schnitten Sie nicht — wie seinerzeit David dem Saul — einem Polizisten ein Stücklein Mantel weg, als Beweisstück», sagte ein Zuhörer, und ein anderer meinte: «Glücklicherweise wurden nur Zettel hingelegt und nicht etwa Zeitbomben, sonst hätte der historische Rütli-Rapport am 25. Juli 1940 nicht stattgefunden!»